Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 7. 11. 1937 | Nr. 45

Englische Jugend.

(Sonderbericht der „Deutschen Rundschau in Polen".)

W. v. K. London, 25. Oktober 1937.

Gemessen an ihren Leistungen kann sich die englische Kinder- und Jugenderziehung in der Welt sehen lassen. Wir können sogar all die Leistungen in Wissenschaft und Forschung abziehen, wo andere Nationen ebenfalls Gleichwertiges zu bieten haben und selbst dann schneidet die englische nationale Erziehung mit einem Überschuß ab, der vielleicht einzigartig in der Welt dasteht. Nirgendwo hat die Schule und Erziehung so außerordentliche Ergebnisse auf dem Gebiet der Charakterbildung und in der Hervorbringung eines echten nationalen Bewußtseins aufzuweisen wie gerade in England. Das zähe Festhalten an den alten Überlieferungen der Klosterschulen, die eigentümliche Gunst der Insellage, gewisse Eigenschaften, die den Engländer von jeher ausgezeichnet haben: sie alle haben zu dem Ansehen beigetragen, das die englische Erziehung als Ganzes in der Welt genießt. Dieses Ansehen ist so groß, daß es im Auslande, auch in Deutschland in seiner Bedeutung gern überschätzt wird.

Nun wohl: trotzdem steht die nationale Erziehung Englands vor neuen Aufgaben, vor ungelösten Fragen, vor unerwarteten Schwierigkeiten. Eine solche Lage bezeichnet man im gewöhnlichen Leben als Krisis und die englische Erziehungskrisis ist weit ernster als sie scheint.

Wir wollen davon absehen, daß es neuerdings in Elementarschulen an Kindern zu fehlen beginnt, an hunderttausenden von Kindern, weil sich jetzt die Rückwirkung der Kriegsjahre bemerkbar macht. Wir wollen auch nicht von Sonderfragen, wie sie die Fachleute erörtern, die Schulmänner sind: das alles gehört nicht hierher. Sondern von der Jugend selbst ist hier die Rede und von den Dingen, die sie beschäftigen, und von deren Eltern, die nicht recht wissen, was sie von der Jugend halten sollen und welchen besseren Weg sie ihr zeigen könnte.

Die englische Jugend wird von Kindesbeinen an auf Grundsätze gedrillt, die sich dann mit wachsender Erfahrung als richtig erweisen, genau so wie sie sich bei der älteren Generation einmal als richtig erwiesen haben. Dieses System ist aber der heutigen Jugend fragwürdig geworden. So entstehen augenblicklich immer neue Gruppen und Grüppchen — Zeichen von Gärungen. Ein junger Engländer, der im „Spectator" zu Wort kommt, sagt: „So viele von uns jungen Leuten haben soziale Verbesserungstheorien, todsichere Systeme, um das Elend und die Narrheit um uns zu bannen. Völlige Unwissenheit ist dabei das einzig verbindende Element: wenn junge Oxfordgruppenleute, junge Kommunisten und junge Faszisten verkünden, daß sie und nur sie allein das Gebresten der Welt gefunden haben. „Worauf er empfiehlt, man soll sich Kenntnisse des Lebens erwerben, wobei er die Anzüchtung von „Grundsätzen und Prinzipien" abzulehnen scheint. Er will wieder unbefangen werden. Ihm dünkt, offenbar, die englische Erziehung eine Schule der Befangenheit, und mehr noch, sie scheint ihm keine Lebensaussichten zu bieten. Im übrigen sieht er die Welt in den drei Problemstellungen: Christentum, Kapitalismus und Ehe, — und keine scheint ihm beantwortet. Er ist enttäuscht: Nach zweijähriger Ausbildung in der Werkstatt, einem Jahr in Afrika, dreijährigem Studium in Cambridge, bekommt er einen Wochenlohn von 50 Schilling. Wenn wir diesen Betrag mit 50 Mark gleichsetzen, so ist das nach einer solchen Ausbildung nicht viel.

Er ist aber nur einer von Tausenden. Der junge Engländer macht durchweg einen seltsam verdrossenen Eindruck. Es ist nicht die natürliche Verdrossenheit der Jugend, die wir meinen, die aus der natürlichen Ungeduld der jungen Jahre stammt. Ihm scheint die Welt versperrt zu sein.

Dies Gefühl wird dem Deutschen unerklärlich erscheinen, der immer wieder dem Engländer die „offen daliegende Welt" neidet und der das angenehme Los der ganz wenig Auserwählten als typisch empfindet, aber dennoch ist es so! Fragen wir aber woran es liegt, dann stoßen wir auf zwei Tatbestände. Sie sind recht interessant!

Auf der verhältnismäßigen kleinen Zahl der englischen „Jugend" liegt wie ein ungeheueres Gebirge, die Last der Menschen zwischen 50 und 70 Jahren. Sie sind viel zahlreicher als die Jugend. Sie werden älter und älter und geben niemals einen Posten auf. Alle besseren Berufe sind überaltert. Englische Staatsmänner sind im Alter von 65 Jahren gerade über die erste Jugend hinaus. Baldwin hat mit 50 Jahren als Politiker angefangen! Sein Nachfolger Chamberlain ebenfalls! Die hohen Richter sind durchschnittlich nicht unter 70 Jahre alt. Die hohe Geistlichkeit ebenso. Der Bischof von London, ein reizender alter Herr, der noch im Sport seinen Mann steht, hat wissen lassen, daß er, der jetzt 80 Jahre alt geworden ist, daran denke, im Jahre 1939 seinen Posten aufzugeben . . . .

Ist's da ein Wunder, wenn die englische Jugend früh alt wird? Der zweite Tatbestand aber ist der: Neben der natürlichen Überalterung, die ein Ergebnis der sinkenden Geburtshäufigkeit ist, gibt es eine wirtschaftliche Überalterung, die eine Folge der schleichenden englischen Wirtschaftskrisis ist. Wir können diese nicht mit hundert Ziffern belegen Wir müssen hier an das natürliche Urteil der deutschen Leser appellieren. Da mache man sich denn eines deutlich:

Bis zum Kriege war England die Waren- und Geldbörse der Welt. Das ganze Geschäft Europas ging mittelbar und unmittelbar über London. Durch den Goldstandard war die ganze Welt an England gefesselt. Wer mit Gold zahlte und mit Gold rechnete, war den Engländern tributpflichtig. (Kluge Engländer geben diese Funktion der Goldwährung heute ganz ruhig zu, früher taten sie das natürlich nicht.) Damals stand dem Engländer die Welt tatsächlich offen. Er konnte sich also in recht jungen Jahren zur Ruhe setzen. Wo er sein Geld machte, war ihm gleich. Er konnte es überall machen und konnte sich alsdann darauf verlassen, daß er im Alter seine Zinsen richtig bekommen würde. Heute aber muß er weiter arbeiten. Auch die Alten trauen der Lage nicht. Sie bleiben also in ihren Kontoren. Daheim und draußen. Und die englische Jugend wird mißtrauisch und enttäuscht . . .

So neigt sie denn zu Spekulationen, zu allerhand Narrheiten und zu neuen Entdeckungen aller Art, die manchmal auf recht überraschenden Gebieten liegen. Aber sie ist unbefriedigt. Die alten Grundsätze erscheinen unzuverlässig. Sie tragen noch keine Rente, die neuen Grundsätze sind noch unsicherer, sie versprechen überhaupt keine. Den Vorteil haben heute radikale Strömungen, die das Blaue vom Himmel versprechen. Die englische Jugendführung und Erziehung aber steht vor einer Aufgabe, die eine harte Nuß ist.

Ein Friedensruf

der französischen an die deutsche Jugend.

Aus Anlaß des Besuchs der deutschen Frontkämpfer bei ihren ehemaligen Frontgegnern in Besançon verlas ein Angehöriger des Comité France-Comtoise d'Union de la Jeunesse folgenden Aufruf an die deutsche Jugend:

„Deutsche Frontkämpfer aus Freiburg im Breisgau!

Das Comité France-Comtoise (Hochburgundische Komitee) der französischen Jugend, das elf Jugendverbände von verschiedensten politischen und religiösen Anschauungen umfaßt, die sich zusammengeschlossen haben, um ihren Friedenswillen zu bekunden, spricht euch seinen herzlichen Dank aus für den brüderlichen Besuch, den ihr den französischen Frontkämpfern abstattet. Es ist der Ansicht, daß die Pflicht den jungen Generationen gegenüber es euch auferlegt, folgende Friedensbotschaft der deutschen Jugend zu übermitteln:

Die Jugend Frankreichs ist sich bewußt, daß der Friede zurzeit mehr denn je gefährdet ist. Die französische Jugend, die so schwer unter den Folgen des letzten Krieges zu leiden hatte, stellt mit Schrecken fest, daß eine neue Katastrophe bevorzustehen scheint, der sie unfehlbar zum Opfer fallen würde.

Die Jugend Frankreichs vertritt den Standpunkt, daß der Friede mehr noch als der Krieg eine Quelle helden- und ehrenhafter Kämpfe darstellt. Die Jugend Frankreichs hegt den eisernen Willen, eine Kraft aufzubringen, der es gestattet sein wird, die konfliktbringenden Mißverständnisse zwischen den Völkern aus dem Wege zu schaffen.

Die Jugend Frankreichs hat keine Furcht — in einer Zeit aber, da ihre Zukunft und diejenige der Weltjugend auf dem Spiele stehen, erklärt sie sich für überzeugt, daß der allgemeine gute Wille der Jugend Europas die beste Garantie für die Erhaltung des Friedens darstellt.

In diesem Sinne bekennt heute die Jugend Frankreichs ihren unzerstörbaren Willen zu einer Annäherung mit der Jugend Deutschlands im Dienst der Völkerverständigung und im Dienst des Weltfriedens."

Wir ehren des Reifen Rat
Und nicht der Toren Gerede
Und höher gilt uns die stumme Tat
Als der Worte zuchtlose Fehde.

Leuven 18

von Richard Euringer.

Es war im November, Anno 18, zu Leuven (Louvain) in Belgien. Auf dem Rückzug. Mittags 1 Uhr.

In einer Gasse hinterm Rathaus (ich meine: in einem alten Hotel) speiste das Offizierkorps. Einsilbig. In der gedrückten Stimmung der Entbindung vom Fahneneid (!). Ich saß an der Tafel des Oberkommandos. Die Herren des Stabes waren nicht da. Als einziger Flieger hockte ich unter lauter Fremden: Stäben der durchmarschierenden Truppen. Es wurde Feldküche gereicht. Ein Tischtuch war nicht aufgelegt. Ein näselnder sächsischer Major führte den Vorsitz. Da platzte plötzlich ein Mann herein, den ich kannte, ein Stoßtruppführer der Infanterie, hart, Reserveoffizier. Preuße. Pommer, wenn ich nicht irre. Die Stirnknochen traten ihm aus dem Gesicht.

Ich sah es ihm an, eh er es sagte: „Draußen ziehen sie umher . . . mit roten Fetzen!"

Wer?!

„Die Mannschaft!"

Da brandete schon das Brausen an.

Ein paar Männer stürzten auf.

„Geblieben!" kreischte der Major. Er zog die Pistole, vertrat uns die Tür: „Kein Herr verläßt mir das Lokal!" Er befahl, beisammenzubleiben! Befahl es als Tischältester!

Beisammenzubleiben . . .!? Und . . .! Und?

„Laßt sie kommen!" schrie er.

„Ich grinste.

Sie kamen nicht. Sie brauchen uns nicht. Die „Mannschaft" macht „Revolution". Das „Offizierkorps" blieb „beisammen". Ich weiß nicht mehr, wie wir hinausgekommen sind, der Infanteriereservist und ich. Er hielt eine Ansprache an die Leute.

Sie hörten sich's an. Mehr auch nicht.

Vor vierzehn Jahren!

Deutschland flaggt am 9. November Vollmast.

Am 9. November jährt sich zum vierzehnten Mal der Tag des Hitler-Zuges nach der Münchener Feldherrnhalle.

Jeweils am 9. November flaggen die staatlichen und kommunalen Verwaltungen und Betriebe, die Wehrmacht und alle Verbände des öffentlichen Rechts und vor allem auch die Schulen. Und zwar Vollmast! Denn den Angehörigen des Dritten Reiches ist seit dem Aufbruch der Nation am 30. Januar 1933 dieser 9. November nicht mehr ein Tag der Schmach und der Trauer, sondern des Stolzes und des Triumphs, der durch den Sieg der Idee errungen wurde.

Neun Jahre hindurch war der 9. November ein Geschichtsdatum für die NSDAP. Seit 1933 ist er ein ernster feierlicher Gedenktag des ganzen deutschen Volkes. Was in der Erinnerung an den Marsch zur Feldherrnhalle jährlich am Vorabend und am Tage selbst vor sich geht, ist in der kurzen Zeit von vier Jahren zu einer geheiligten Tradition geworden. Die Worte des Horst-Wessel-Liedes werden jahraus, jahrein an diesem Tage zur innersten Wahrheit: Die Toten von der Feldhernhalle marschieren wieder im Geist mit Adolf Hitler und seinen Getreuen über den Marschweg von der Rosenheimerstraße nach der Feldherrnhalle. Der Zauber des Rundfunks ermöglicht es dem ganzen deutschen Volk, im Geist den Weg entlangzugehen, der einst zu einer Leidensstraße ward, heute dagegen mit Mahnmalen des Stolzes geziert ist.

So marschiert ein ganzes Volk in der Mittagstunde des 9. November mit seinem Führer durch München. Wieder flackern die Flammen auf den Pylonen, wieder vermischen sich ihre dunklen Rauchwolken mit der Trübe der Novembertage, wieder donnern die 16 Salutschüsse für die 16 Blutzeugen der nationalsozialistischen Idee, wieder ertönen die Weisen vom guten Kameraden und dem Glaubensbekenntnis Horst Wessels, das er in seinem Lied niedergelegt hat. Wieder vollzieht sich auf die Minute genau, entsprechend den traurigen Vorgängen vor vierzehn Jahren, der Ablauf der Geschehnisse, heute geweiht durch den Appell an den Sarkophagen der Toten auf dem Königlichen Platz.

Ein Appell zu Beginn, ein letzter Appell am Schluß — zwischen diesen beiden Marken vollzieht sich die Gedächtnisfeier. In dem gleichen Saal des Bürgerbräu-Kellers, von dem die schicksalhaften Ereignisse des Jahres 1923 ihren Ausgang nahmen, treffen sich die Kämpfer und Teilnehmer, um das Wort ihres Führers zu vernehmen, mit dem sie auf Leben und Tod verbunden sind. Die Blutordenträger und die Angehörigen der 16 Gefallenen scharen sich hier am Vorabend um den Mann, der damals der Führer ihrer noch kleinen Schar war, und der heute zum Führer eines fast 70-Millionen-Volks geworden ist. Dort spricht er zu ihnen, nicht als Staatsoberhaupt, sondern als Kämpfer zu seinen Mitkämpfern, dort hören sie seinen Appell an die alte treue und bewährte Garde, die ihn niemals verlassen hat und ihn auch niemals verlassen wird.

Anderntags ziehen sie dann mit ihm durch die nunmehr historisch gewordenen Marschstraßen zur Feldherrnhalle und von dort zum Appell vor der Ewigen Wache, in der die 16 Toten vom 9. November 1923 ihren letzten Schlummer schlafen. Das vieltausendstimmige „Hier", das auf die Verlesung eines jeden Namen folgt, findet ein millionenfaches Echo in den Herzen aller Deutschen, für die das gleiche „Hier" gilt.

*

**„Ich bin nur von eurem Munde ein Wort,
Das tief aus dem Dunkeln quillt,
Nun trag ich euer Geheimnis fort
und euer verschollenes Bild.**

**Und faß ich euer verstummendes Lied
Wie Gottes Sang überm Meer,
Und euer heimliches Leiden zieht
Durch meine Träume umher.**

**Ihr gingt hinein in die ewige Nacht,
Und euer Verblühn war Saat.
Alle Gedanken, die ihr gedacht,
Sind in mir Wille und Tat."**

Irgend etwas war geschehen, das mich lehrte: Es ist hin. — Wie es gewesen, das ist hin.

Was kommen müsse, war nicht klar.

Ich machte meinen Straßendienst: Notieren der heimwärts flutenden Verbände, Feststellung der Stammeszugehörigkeit, Einwirkung auf die Vernunft der „Räte“.

Es hat mir keiner ein Achselstück von der Schulter heruntergerissen. Gepanzert mit allen Ehrenzeichen erreichte ich die Heimat. Dort legte ich sie ab und tat einen Schwur. Dann reichte ich meinen Abschied ein.

Ich bin nie einem Kriegerverein, einem Offiziersverband oder dergleichen beigetreten. Einsam brach ich mir einen Weg durch die unbegriffene Zeit. Ich schrieb einen „Kleist“, ein wildes Bruchstück. Nicht meuternd. Revolutionär!

Ich glaube, es ist dabei geblieben.

Als schlichter Mann der Mannschaft des Führers trage ich wieder mein Eisernes Kreuz.

Aus „Kampf, Lebensdokumente deutscher Jugend 1914—1934“. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Segelschulschiff „Kommodore Johnsen“ auf Australienfahrt.

Wir übermitteln unseren Lesern einen kurzen Bericht von der zweiten Reise dieses größten Segelschiffes der Welt, das als Schulschiff des Norddeutschen Lloyd die Aufgabe hat, den Offiziersnachwuchs der Bremischen Reederei geistig, körperlich und charakterlich auf seine zukünftigen, verantwortungsvollen Aufgaben vorzubereiten.

Mit der Bestimmung „Spencer Golf für Order“ verließ das Schulschiff „Kommodore Johnsen“ am 19. April 1937 den Hafen von Hamburg. Es war die zweite Ausreise, die dieses schöne Schiff unter der Lloydflagge antrat — eine Segelschiffreise nach altem Stil: in Ballast nach Australien, um dort Weizen zu laden. Welcher Hafen da drüben angelaufen werden sollte, war unbekannt — wohin die Weizenladung gebracht werden soll, wird die Zeit lehren. Das ist der lange Sinn der kurzen Worte „Spencer Golf für Order“.

Der Anfang einer Segelschiffreise ist immer ruhig und wenig anstrengend. Ein guter Schlepper — in diesem Fall der brave Lloydschlepper „Widder“ — gibt seine Trosse an Bord, man wirft die Festmacheleinen los und gleitet im Kielwasser des eifrigen Helfers elbabwärts — viel Erwartung und Spannung, vielleicht auch ein wenig Abschiedsschmerz im Herzen. Nach dem Passieren von Feuerschiff „Elbe I“ wird der Schlepper losgeworfen, er scheert nach Steuerbord aus und gleitet an dem ausgehenden Segler vorüber. Drei lange Töne mit der Dampfpfeife — „Gute Fahrt — Kommodore Johnsen“ — dann ist man allein, auf sich selbst angewiesen, Kapitän, Offiziere und 60 junge Seefahrer.

Kein Segler kann in der Nordsee und im Kanal westlichen Wind gebrauchen. „Kommodore Johnsen“ nahm deshalb seinen Motor zur Hilfe und erreichte bereits nach vier Tagen und zehn Stunden Lizard im englischen Kanal. Günstige Brise kam auf, der Motor verstummte und ein anderes Lied erklang: Unter dem Dom der Segel sang der Wind in den Wanten und Pardunen, Blöcke und Tauwerk knarrten, der „Kommodore“ holte ein wenig über und am Vorsteven stieg rauschend eine weiße Bugwelle empor. Mit nördlichem Wind ging die Reise rasch vorwärts, mühelos wurde der Passat gewonnen, der frisch und böig wehte und die Fahrt des Schiffes förderte. Schon am 15. Mai, also 20 Tage und 18 Stunden nach dem Passieren von Lizard, wurde die Linie geschnitten. Eine glänzende seglerische Leistung, die nahezu an einen Rekord grenzt.

Im Südatlantik dagegen waren die Wetterverhältnisse bedeutend ungünstiger. Nach steifem Südost-Passat herrschte stürmisches Wetter und auch die „braven Westwinde“, in die der „Kommodore“ gelangte, entwickelten sich zum vollen Sturm, so daß das Schiff zeitweise nur unter drei Untermarssegeln mit der sehr beachtlichen Geschwindigkeit von 13,5 Seemeilen in der Stunde dahinjagte. Vorbei waren die schönen Zeiten des Nordost-Passats mit seinen Sonnentagen und stillen Nächten. Vorbei die heiteren Freizeitstunden auf Luke 1 mit Musik und Gesang. Ölzeug, Seestiefeln und wollene Kleidungsstücke sind längst hervorgekramt worden; es kamen anstrengende Tage mit anhaltendem Sturm, mit Regen und Kälte. Kämpfe mit Segeln, die hart wie Bretter vom ewigen Regen und Spritzwasser waren, wurden beim Festmachen oder Reffen ausgefochten. Eine wilde See zeigte der Besatzung ihr drohendes Antlitz und forderte die Tugenden des Seemannes: Ausdauer und Kameradschaft. Auch diese Tage gingen vorüber. Und nun, da sie vorbei sind, scheinen sie der jungen Besatzung schön — schön, weil sie nicht anders sein durften! Denn sie zeigten, daß man fähig war, auf einem großen Segler zu fahren, sie brachten Kampf, doch schenkten sie Erfolg. Sie stärkten das Vertrauen zu diesem schönen, starken Schiff, das unter meisterhafter Führung stolz und königlich unter den weißen Pyramiden seiner Segel durch die Passate glitt, — das tapfer und zuverlässig der schweren See und den zahlreichen heftigen Stürmen trotzte. — Nach einer anstrengenden, aber schnellen Reise von 89 Tagen ging der Anker des „Kommodore Johnsen“ auf der Reede von Port Lincoln zu Wasser. — Das Ziel war erreicht. —

In Port Lincoln, einem anmutigen Städtchen der Boston Bay, lag der „Kommodore“ etwa 14 Tage, um Weizen zu laden. Die aufrichtige Zuneigung und Freundschaft, die sowohl die deutsche wie die australische Bevölkerung der jungen Besatzung entgegenbrachte und die in zahlreichen Einladungen und Festlichkeiten ihren Ausdruck fand, hat es vermocht, diese Liegezeit zur Freude und Erholung der jungen Seefahrer zu gestalten. Am 22. August war das Schiff wieder seeklar, die Mannschaft enterte in die Riggen, um die Segel loszumachen. Die mächtigen Untersegel füllten sich in der lauen Landbrise, knarrend stiegen die Mars- und Bramraaen an den Masten empor, — noch einmal grüßte das stolze Schiff in der königlichen Pracht seiner schneeweißen Segel die gastfreundlichen Bewohner des australischen Hafens, dann zog es hinaus in die unendliche Weite des Stillen Ozean. — Nach einem kürzlich eingegangenen Funkspruch stand das Schiff am 25. Oktober bereits auf der Höhe von Rio de Janeiro. Der schwierigste Teil der Heimfahrt, — die Umsegelung von Cap Horn, — ist damit überwunden. Anfang Dezember wird die Viermasterbark vorm Kanal eintreffen, welchen Hafen „Kommodore Johnsen“ anlaufen wird, ist noch unbestimmt, denn sein Heimreisebefehl lautet: „Englischer Kanal für Order“.

Das Mädchen Gert kommt nach Hause.

Von Toni Rothmund.

Gestiefelt und gespornt erschien der Baron früh um 5 Uhr im Eßzimmer und setzte sich an den Tisch. Plückemann trat herein und stellte die Kaffeekanne vor ihn hin. Iring frühstückte immer allein. Heute aber war da für zwei Personen gedeckt. Iring streifte das zweite Gedeck mit den Blicken.

„Soll das?“ fragte er. So früh am Morgen mochte er nicht gern viel sprechen. Er hatte sich für diese Zeit eine Art Kurzsprache angewöhnt. Plückemann war darauf eingeübt und antwortete im selben Telegrammstil: „Fräulein Gert, Herr Baron.“

„Verrückt?“ erkundigte sich Iring.

„Nein, Herr Baron. Etwas Kognak, Herr Baron?“ Plückemann goß gleich ein Glas voll ein. Etwas Kognak konnte auf keinen Fall schaden.

Iring nahm das Glas und kippte es gewohnheitsgemäß herunter. Dann fragte er: „Was 'n los mit der Gert? Ist doch in Weimar.“

„Gewesen, Herr Baron.“

Iring stellte das Glas ab und starrte seinen alten Diener an. „Gewesen?“

„Jawohl, Herr Baron. Ist gestern abend angekommen. Zu Fuß, Herr Baron.“

„Zu Fuß? Von der Station? Sind zwei Stunden zu gehen.“

„Von Weimar, Herr Baron.“

„Zu Fuß von Weimar? Ist ja gar nicht möglich!“

„Ist es auch nicht, Herr Baron. Ist aber Tatsache.“

Nachdem Plückemann seinen Herrn also sanft auf das Kommende vorbereitet hatte, räumte er schleunigst das Feld. Statt dessen stand die „Tatsache“, nämlich Gert selbst, plötzlich vor dem Vater und bot ihm mit unsicherer Stimme guten Morgen.

Iring erhob sich, trat langsam auf sie zu und faßte sie ins Auge wie ein Tierbändiger eine ausgebrochene Wildkatze. Unwillkürlich duckte sich die Gert. Er blieb dicht vor ihr stehen. „Was hat das zu bedeuten, Gert?“

„Das hat zu bedeuten, daß ich nicht mehr in Weimar bleiben will, Vater.“

„Will? Du hast keinen Willen. Du hast bloß einen Gehorsam.“

Sie sah ihn tapfer ins Gesicht. „Ein Jahr hab ich's ausgehalten. Nun ist's genug. Ich kann nun nicht mehr.“

„Du kannst nicht mehr? Ja — bist du wahnsinnig geworden?“

„Nein. Aber ich würde es bestimmt werden, wenn ich noch länger dort bliebe.“

Seine gewaltige Stimme brüllte auf. „Du Grasaffe! Wagst es, dich gegen meinen Willen aufzulehnen? Brennst durch wie ein Deserteur? Kommst an wie eine Zigeunerin?“

Bei jedem Anwurf schüttelte er sie, daß ihre Knochen klapperten. Aber sie sah ihm furchtlos ins Gesicht.

„Tu, was du willst, ich geh' nicht mehr nach Weimar.“

Da erhob er seine schwere Hand und schlug sie ins Gesicht. Sie taumelte zurück, ihr Gesicht war totbleich. Verächtlich sagte sie: „Schlag zu. Ich bin ja nur ein Kind. Ich kann mich ja nicht wehren.“

Da wandte er sich ab und trat ans Fenster. Drunten schritt gerade die Maruschka über den Hof. Hastig wich er zurück. Trat an den Tisch und goß sich noch ein Glas Kognak ein und leerte es. Dann warf er sich in seinen Stuhl und stöhnte. Sorgen hatte man — nichts als Sorgen.

Aber seine erste Wut war verrauscht. Er ließ sich auf Verhandlungen ein.

„Was denkst du dir denn dabei, daß du hierher kommst? Was soll ich hier mit dir machen? Bist nichts, kannst nichts, hast nichts gelernt.“

„Doch!“ sagte sie bitter. „Französische Verben und Kreuzstiche und moderne Tänze. Aber was soll ich damit? Hier auf den Äckern und den Wäldern von Iringhof? Unsere Kühe und Gäule verstehen deutsch. Die Gutsarbeiter auch. Und die Polen können auch kein Französisch.“

„Was willst du aber hier?“ fragte er grollend.

Sie preßte die Hände zusammen. „Die Wirtschaft erlernen. Daß ich einmal das Gut übernehmen kann.“

„Du?“ Er lachte auf. „Du hast ja gar keine Disziplin und keine Subordination in den Knochen!“

Sie richtete sich hoch auf.“ Das sollst du sehen, ob ich die habe. Ich kann früh aufstehen und arbeiten wie eine Magd. Ich will ordentlich wirtschaften lernen und mich vor keiner Arbeit drücken. Vater, du hast keine Söhne mehr, laß mich an ihre Stelle treten.“

Das Wort traf ihn. Es traf ihn in die eine, nie verheilende Wunde seines Lebens. Er betrachtete sie prüfend. Groß war sie geworden. Ihr Gesicht, in dem die getroffene Wange blutrot brannte, sah vergrämt aus. Aber es schien doch, als wenn sie etwas leisten könnte. Und dann dieser Marsch durch Thüringen, ohne Geld, ohne Brot fast — das war was — das war schon was. Nachdem er noch einen Kognak zu sich genommen hatte, war er entschlossen, es mit ihr zu versuchen.

„Höre, Gert. Wenn ich dich behalte, dann denke nicht, daß dies ein Schleck für dich sein wird. So wie vorher ist das dann nicht mehr. Du meinst, du kannst mir deine Brüder ersetzen. Gut. Versuchen wir es. Du wirst Männerarbeit zu tun haben, Gert.“

Das bittere, von seiner Hand gezeichnete Gesicht verzog sich nicht, als er ihr die harten Lehrjahre ankündigte. Einsam und verschlossen stand sie vor ihm und erwiderte: „Du wirst dich nicht über mich zu beklagen haben, Vater.“

„Setz dich“, kurrte er, „Frühstücken!“

Und dann ließ er sie allein.

Die Schlacht war gewonnen. Aber ihr Gesicht brannte noch von seinem Schlag.

Aus dem Roman „Streit im Hause Iring“. (Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig)

Cowboys mit Fliegerhelm und Blindbomben

Was würde der brave Buffalo Bill sagen, wenn er seine Nachfolger und Berufskameraden im Jahre 1937 nicht in Cowboytracht mit Lassos und Pferden, sondern als Flieger in der Luft schweben sähe? Sicher hätte er den Kopf geschüttelt beim Anhören einer solchen Räubergeschichte. Diese Räubergeschichte ist aber im technischen Zeitalter eine Tatsache geworden. Die fliegenden Cowboys haben sich in Texas sehr gut bewährt, obwohl darob eine große Unruhe unter den Cowboys alten Schlages entstanden ist. Eine Farm mit 10 oder 20 000 Stück Vieh kann nämlich mit zwei fliegenden Cowboys auskommen. So stirbt eine alte Wildwest-Romantik, um einer neuen Platz zu machen.

Der fliegende Cowboy besichtigt seine Herde aus der Luft. Er wirft seine Meldungen an die wenigen Wächter, die die sonst große Cowboyzahl ersetzen. Diese Meldungen lauten etwa, wie folgt: „Hinter dem Hügel irrt ein einsamer Büffel. Treibt ihn sofort zurück zur Herde.“ Oder: „Am Rande des kleinen Wäldchens bemerke ich einen Pferdekadaver. Unglücksfall oder Schlangenbiß? Der Fall muß sofort untersucht werden.“ Weiter: „50 Kühe versuchen den Fluß in südwestlicher Richtung zu durchschwimmen. Schneidet ihnen den Weg ab.“

Wie man sieht: Nichts entgeht der Wachsamkeit des Cowboys in der Luft. Die großen Farmbesitzer, die sich den Luxus eines eigenen Flugzeuges leisten können, sind von seiner Tätigkeit begeistert. Es gibt unter den fliegenden Cowboys bereits Prominente wie etwa Tom Tarragan. Er bekommt schwindelnde Honorare, da seine Geschicklichkeit im Überwachen riesiger Herden sich herumgesprochen hat. Er ersetzt ein Dutzend tüchtiger Cowboys. Er kann im Tiefflug eine Herde in jede beliebige Richtung lenken — ein Kunststück, das ihm bisher noch keiner nachmacht. Obwohl Tom Tarragan keinen Cowboyhut, sondern einen Fliegerhelm und Brillen trägt, ist er schon der Abgott vieler Mädchen.

Der Weg nach Moskau.

Man schrieb das Jahr 1812. Die Hauptstadt Frankreichs lag im strahlenden Sonnenschein eines herrlichen Maitages. An allen Gassenecken hielten Mädchen aus dem Volk Narzissen und Flieder in großen flachen Körben feil. Die Bäume standen im lichten Grün und über die Gartenmauern der Adelspaläste zog der Duft des süßen blühenden Buschwerks.

General Balaschew sah nichts von der Frühlingspracht zwischen dem Häusermeer von Paris. Die vier Pferde seiner prunkvollen Kalesche fegten die Kais an der Seine entlang und bogen in den Garten der Tuilerien ein. Mancher der Spaziergänger, die der Kutsche nachsahen, nickte verständnisvoll: „Aha! Diplomatenbesuch bei Napoleon!“ Man munkelte allerlei. Große Dinge sollten sich vorbereiten.

Im goldgestickten Rock, die Brust reich mit Orden geschmückt, mit wehenden Federn auf dem Zweispitz saß der russische General steif aufgerichtet im Fond des Wagens. Er preßte die schmalen Lippen fest zusammen und überdachte noch einmal, wie er sich dem Kaiser gegenüber am besten verhalten werde. Viel, sehr viel stand auf dem Spiel.

Frankreich und Rußland waren wegen der von Napoleon verfügten Kontinentalsperre längst uneins. Nun hatte der Kaiser auch noch kurzerhand das Land Oldenburg besetzt. Die herzogliche Familie war vertrieben worden und nach Rußland geflohen. Der gemütskranke Herzog Wilhelm war jedoch mit dem russischen Kaiserhaus eng verwandt, so daß der Zar den Übergriff des Franzosen nicht ohne weiteres hinnehmen konnte. Fast schien es, als suche Napoleon in seinem Übermut nach einem Grund, Krieg mit Rußland zu beginnen. Jetzt sollte General Balaschew im Auftrag des Zaren einen letzten Versuch machen, Napoleon für einen friedlichen Ausgleich zu gewinnen.

In den Tuilerien ließ man den Gesandten des Zaren lange Zeit warten. Der Kaiser habe eben eine Unterredung mit seinen Offizieren, hieß es. Die Lippen des Russen preßten sich noch schmäler aufeinander.

Napoleons Schwager, Joachim Murat, der König von Sizilien, der gerade in den Tuilerien weilte, hörte von der Anwesenheit des Generals und bat ihn zu sich. In einem kleinen Salon saßen sich die beiden Männer lange gegenüber und sprachen miteinander. Schließlich ließ Murat die Hand schwer auf den Tisch fallen:

„Es ist alles umsonst! Sie werden es sehen. Ich bin durchaus gegen diesen Krieg und viele einflußreiche Personen mit mir. Wir haben schon alles versucht, den Kaiser umzustimmen. Es war vergeblich. Auch Sie werden beim Kaiser nichts erreichen.“

Man meldete, Seine Majestät sei bereit, den General zu empfangen. An der Seite Murats schritt Balaschew durch lange Gänge in den andern Trakt des weitläufigen Palastes.

Napoleon stand in einem großen Saal vor einem Tisch, auf dem eine riesige Karte von Westrußland lag. Einige hohe Offiziere beugten sich darüber. Offenbar hatte man eben die Karte studiert und Messungen vorgenommen. Beim Eintritt Balaschews sah sich der Kaiser kurz um. Nach den ersten Sätzen des Generals schnitt ihm Napoleon mit einer flüchtigen Handbewegung das Wort ab:

„Lassen wir das, General! Sagen Sie mir lieber, welches der geradeste und beste Weg nach Moskau sein dürfte!“

Er lachte dazu spöttisch und deutete auf die Karte. Der Russe richtete sich hoch auf. Er stand dicht vor dem Kaiser und überragte den Korsen um ein gutes Stück. Napoleon konnte es nicht leiden, wenn andere Männer, die größer als er waren, auf ihn herabsahen. Ärgerlich warf der den Kopf zurück. General Balaschew aber sah den Kaiser lange scharf an und erwiderte:

„In das Herz meines Vaterlandes führen viele Wege!“

Er schwieg eine Sekunde und vollendete sehr langsam und laut:

„Karl XII. von Schweden wollte über Poltawa dorthin ziehen —“

Eisige Stille folgte diesen Worten. Die Offiziere standen unbeweglich und sahen bestürzt auf den Kaiser. Diesem stieg das Blut zu Kopf: er wußte gut genug, daß der junge Schwedenkönig vor hundert Jahren vor Poltawa von Peter dem Großen vernichtend geschlagen worden war.

Brüsk wandte sich Napoleon ab.

„Man lasse für den Herrn dort sofort den Wagen vorfahren!“ befahl er.

General Balaschew verbeugte sich und ging aufrecht aus der Tür.

Als sich dieser Maitag jährte, herrschte in Paris tiefe Trauer. Die glorreiche Große Armee hatte in den Schneewüsten Rußlands eine vernichtende Niederlage erlitten über viermal hunderttausend Soldaten lagen erschlagen verhungert, erfroren in dem weiten Steppenland zwischen Moskau und der Beresina.

S. von Droste Hülshoff.